

Zeitschrift: Film und Radio mit Fernsehen
Band: 7 (1955)
Heft: 17

Artikel: Feste feiern
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-962714>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 22.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Feste feiern

Von Frau zu Frau

EB. Das Eidgenössische Turnfest ist vorbei, der 1. August ist vorbei. Andere Feste werden folgen. Nun, ich scheine hoffnungslos altmodisch zu sein — mit meiner Ansicht, wie solche Feste zu feiern seien, stoße ich unweigerlich auf Widerspruch. Und doch —

Die ersten Turner fanden sich abends nach der Arbeit zusammen und übten ihre Glieder, und auch heute noch ist das so geblieben. Für ihr Training geben sie gerne und mit Freuden ihre Freizeit hin. Sie werden zusammengeschmiedet zu einer Gemeinschaft, die das gleiche Ziel verfolgt: eine ausgeglichene Leistung aller, die sich sehen lassen darf. Wie richtig, wie einfach und wie schön erzählt uns Arnold Kübler von diesem gemeinsamen, dörflichen Ringen, von dieser freiwillig auferlegten Disziplin. Und wie schön ist dann die Belohnung, auch wenn sie nur aus ein paar künstlichen Blättern und Beeren besteht. Sie sind das Sinnbild für das Gefühl: Wir haben es geschafft!

Auch 1955 sind Turnergruppen in diesem Geiste in die Stadt gezogen. Man hat es ihnen angespürt. Tiptop, stolz-bescheiden sind sie den Zügen entstieg. Das Dorf hat ihnen Blumen mitgegeben. Es hat zuhause auf sie gewartet, und sie haben das Vertrauen ihrer Angehörigen hinter sich gehabt. Fröhlich sind sie gewesen, aber nicht ausgelassen. Daneben jene andern, gleichsam ein Zerrbild des Turnvereins. Gröhrend, schupfend und stupsend sind sie durch den Bahnhof gezogen, stets bereit, links und rechts großhansige und unflätige Anrempelungen auszuteilen. Wohl die gleichen, die abends der Stadt Zürich zu jenen unangenehmen, beschämenden Stunden verholphen haben... Wohl auch jene, denen ein Fest nicht lange genug dauern kann. Und da sind wir beim springenden Punkt.

Ein weltliches Fest aus der Arbeit heraus zu feiern, das erscheint mir sinnvoll und schön. Die Arbeit aber vorzeitig und unerfüllt beseite zu legen, das erscheint mir nicht richtig. Es nimmt der Arbeit den Glanz, und es nimmt dem Fest den Glanz. Das eine leidet auf Kosten des andern. Die Zürcher haben ihre Arbeit schon am Samstagmorgen niedergelegt, auch jene, die eigentlich keine direkte Beziehung zum Feste hatten. War das richtig? Ist ein Sich-sperren gegen Mammutfeste nur ein altmodischer Zopf? «Mammut» nicht nur in der räumlichen, sondern auch in der zeitlichen Ausdehnung.

Das gleiche Problem stellt sich auch jedes Jahr wieder am 1. August. Soll der ganze 1. August frei sein? Ich mag jedem arbeitenden Menschen einen zusätzlichen freien Tag gönnen, und trotzdem will mir der freie 1. August nicht gefallen. Ein freier Tag ist viel eher dazu angetan, das Fest zu vergessen und seinen Liebhabereien nachzugehen. Ein Tag aber, an dem bis Mittag gearbeitet wird, behält eine gewisse Würde. Er behält einen gewissen innern Zusammenhang und bewahrt vor Zersplitterung. Meine ich das wirklich nur?

Der halbe Tag wird in der Familie, in der Gemeinde gefeiert — der ganze wird «irgendwo» verbracht. Und ist denn nicht gerade der 1. August der Tag, der uns so recht unsere Wurzeln zeigen soll? Soll er nicht gerade diese Wurzeln weiter zum Wachsen bringen? Das Lob des Herkommens besingt er — wir aber gehen weg, irgendwohin, gar nicht dahin, wo wir hergekommen sind. Gemeinschaftsfeiern verlieren ihren Sinn, wenn wir nicht uns dazu bekennen und daran teilnehmen (es ist ja übrigens bei kirchlichen Feiern das gleiche Problem).

Und wieder sind es ja wir Frauen, die die Ruhe und Konzentration auf das Herkömmliche, auf das Bleibende, aber auch auf das werdende erhalten und neu gewinnen helfen sollen. Das dörfliche Fest — auch in der Stadt soll es seinen dörflichen Charakter, den Charakter der Gemeinschaftlichkeit behalten — soll nicht ohne uns abgehalten werden, weil wir vor lauter Freizeit die Möglichkeit zu «Interessanterem» gefunden haben.

Die Stimme der Jungen

In Wiederaufführung bringen wir: «...» mit Louis Jouvét

chb. Die nachstehenden Zeilen sollen ein Hinweis auf die allenthalben im Sommerspielplan unserer Kinos auftauchenden Reprisenfilme sein. Insbesondere aber sollen sie den Augenmerk des Filmbesuchers auf die Person eines Schauspielers richten, der durch seine unvergleichliche Kunst eine Reihe von Filmen geädelt hat, die das Rückgrat in der Entwicklung des französischen Spielfilms darstellen, und deren künstlerische Größe sie uns zu den zeitlosen Werken wahrer Filmkunst zählen läßt.

Am 16. August jährt sich zum vierten Male der Todestag des berühmten französischen Regisseurs, Theater- und Filmschauspielers Louis Jouvét. Und jedem Liebhaber guter Filme werden gerade diese Sommermonate — die Zeit der Wiederaufführungen — Erinnerungen an seine unvergeßlichen Leistungen auf der Leinwand bringen. Ueber Jouvét als Theaterleiter bei sämtlichen bedeutenden Unternehmungen des französischen Theaters der letzten fünfzig Jahre («Théâtre des Arts», «Odéon», «Vieux Colombier», «Athénée» u. a.) als Direktor, als Regisseur, als Schauspieler sprechen zu wollen, erlaubt uns die dafür in einen zu engen Rahmen gespannten Rubrik «Stimme der Jungen» nicht. Wir müssen uns bescheiden, die Bedeutung Jouvets auf den Nachwuchs französischer Schauspieler und auf uns als jugendliche Betrachter seiner vergangenen Leistungen zu zeichnen.

Ist nicht einer der schönsten Beweise von menschlicher Größe, von Bewußtsein einer verpflichtenden Verantwortung und von unendlicher Liebe zu seinem Beruf, daß Louis Jouvét für seinen letzten Film als jugendliche Partner Dany Robin und Daniel Gélin auswählte? Er, ein Mann, der einem Dichter wie Jean Giraudoux die entscheidenden Impulse für sein Schaffen verlieh, tat sich mit Jungen zusammen, um ihnen die Möglichkeit zu bieten, ihr Können in erregendem dramatischen Spiel, im befruchtenden Austausch von Gedanken und Handlungen mit ihm zu messen und ihre Fähigkeiten zu steigern. Es ist, als wäre seine Rolle als Maître in einer Pariser Schauspielschule in Marc Allégrets «Entrée des artistes» (1938) Wirklichkeit geworden, ja, als fühlte er sich verpflichtet, auch im Film für einen seiner Zeit würdigen Nachwuchs zu sorgen, der wenigstens die Erinnerung an die Blütezeit des französischen Theaters unter seiner geistigen Führung auch auf den Film ausdehnte.

Dabei darf man aber keinesfalls seine schauspielerische Arbeitsweise auf der Bühne derjenigen vor der Kamera gleichsetzen wollen. Um sich in Zukunft ein Bild seiner Gestaltungskraft machen zu wollen, genügt für den Jouvét der Leinwand nicht das Bild seiner Rolle in Jules Romains Komödie «Knock, ou le triomphe de la Médecine». Gewiß, man wird seine persönlichen Accessoire, die seinem Spiel die eigene Note verleihen, wie der scharfe, beinahe stechende Blick aus dunklen Augen, seine weit tragende Stimme und die virtuose Beherrschung des Gestischen in diesem Stück klarer ausgeprägt finden als irgendwo sonst. Seine meisterlichen Einfälle im Verkörpern eines beliebigen Charakters dagegen, kommen deutlicher in seinen Filmen zum Ausdruck. Seine lange aber gebeugte, in einen billigen Wintermantel gehüllte Gestalt, mit der angenagten Pfeife im Mund vor dem bullernden Ofen seines Büros stehend (als Inspecteur Antoine in Henri-Georges Clouzots «Quai des Orfèvres»), genießerisch in das prunkvolle Bett zurückgelehnt, sich ein Ei servieren lassend und dieses mit einer unaussprechlichen — geschweige denn nachzuahmenden — Geste enthaltend — so viel an Ueberheblichkeit, an lässiger Eleganz liegt trotz des Bewußtseins, sein ganzes Vermögen verspielt zu haben, auf dem zufriedenen Gesicht, während er mit Wohlbehagen die Schale auslöffelt (als Baron in Jean Renoirs «Les Bas Fonds»). Solche Glanzleistungen schon im Kleinen bleiben im Film dem, der ihrer achtet und sie auszukosten weiß, für immer haften.

Wer von uns hat Jouvét je auf der Bühne gesehen? Und wer gar in mehr als einer Rolle? Wir müssen einmal mehr dem Film zugutehalten, daß er — durchaus nicht abschätzig gesprochen — seine Aufgabe als Konservierungsmittel erfüllt und uns, wie in Jouvets Falle, überhaupt erst die Möglichkeit gibt, einen großen Künstler in der Vielfalt seines Schaffens zu bewundern. Daß er im Film gerade die Vielseitigkeit, seine Beschlagenheit in sämtlichen Sparten besser unter Beweis stellen konnte, soll keine ausfällige Bemerkung gegen das Theater sein, denn der Gefahr, sich aus Lust am Spielen an einen wertlosen Stoff zu verlieren, konnte er sich hier nicht mehr entziehen, so daß er mehrmals eine in sich formal glänzend abgeschlossene Rolle verkörperte, die zum schwachen Inhalt der Handlung in merkwürdigem Gegensatz stand; zum Beispiel in Henri Decoins «Entre onze heures et minuit», einer nicht allzu geistvollen Kriminalparodie.

In seinem ausgezeichneten Werk «Mon ami Jouvét» nennt Valentin Marquetty als Jouvets hervorstechendste Eigenschaft seine überragende Intelligenz, die ihm gestattet, sich innert kürzester Zeit in jede Rolle einzuleben, sich jedem Partner anzupassen und sich alles mit einem Höchstmaß an Vollkommenheit zu eigen zu machen, das mit seiner Kunst auch nur entfernt zusammenhing. Hier müssen wir die überragende Kunst und die gesonderte Stellung Louis Jouvets suchen, die ihn uns zu einem der Großen macht, von denen wir wissen, daß sie keinen würdigen Nachfolger besitzen noch brauchen.